ranton Wochenblatt.

Office:
821 Spruce Straße.

Die unzufriedenen Brüder.

r vom Kabel bereits erwähnte Auf-
er „Köln. Ztg." über die Annähe-
Rußlands an Frankreich lautet
ndermaßen: Als im vorigen Monat
nt wurde, daß der russische
egsminister eine Reise nach
kreich machte, wurden von den rus-
Zeitungen bald die Pariser Aus-
ng, bald die heilkräftigen Wasser
Vichy, bald auch — obwohl Frank-
seine Grenzen vorläufig noch nicht
it vorgerückt hat — Bad Ems als
Ziel dieser ministeriellen Sommer-
bezeichnet. Die französischen
ter beobachteten ein beredtes Schwei-
aber eines derselben platzte doch in
unbewachten Augenblicke mit der
sache heraus, daß der russische und
ranzösische Kriegsminister und der
ral Miribel (der Generalcomman-
de in Chalons an der Marne)
endblicklich in Vichy in demselben
hofe wohnen"; als Nebenbemerkung
hinzugefügt, daß Herr Ferry in der
bung (Vichys oder des Gasthofs,
in Zweifel gelassen) umherschweife.
Ferry spielt allerdings in dieser
legenheit vorläufig eine Nebenrolle;
Herren Wannowski, Freycinet und
bel aber scheinen sich über wichtigere
en unterhalten zu haben, als über
Tageschronik von Vichy. Der russ-
Kriegsminister steht auffallender-
auch während seines Bade-Urlaubs
bedeutsamem Verkehr mit seinem
lichen Herrn, daß Schriftstücke unter
deren Vorsichtsmaßregeln von Pe-
f nach Vichy befördert wurden. Das
en der Franzosen um russische
t scheint also doch nicht so ganz ohne
rung zu bleiben, wie dies der
burger Correspondent" dieser Tage
e. „Die Katholiken," so erfuhr
Blatt von unterrichteter Seite,
en überall im Orient durch die von
and unterstützten Orthodoxen ver-
t, einfach, weil Frankreich, um es
Rußland nicht zu verderben, nichts
thut, um sie zu beschützen."

e Russen nehmen alle diese und
che Dienste an. Manchmal danken
für — manchmal lassen sie die ihnen
sehen Freundlichkeiten einfach über
gehen. Von russischen „Gegenlei-
en" ist uns noch nichts zu Gesicht
Gehör gekommen. Der größte und
e Liebesdienst, an dessen Bürde die
osen schwer zu tragen haben, wird
nicht erwähnt: das Eintreten des
ösischen Capitals für die in einige
chtung gerathenen russischen Finan-
Wie jedoch das Conventikel in
beweist, scheinen die Gegenleistun-
och nicht mehr ausbleiben zu sollen.
ennen zwar nur die Art der Beför-
g, nicht den Inhalt der Schrift-
; aber was die Kriegsminister
Reichs und Rußlands miteinander
handeln haben, kann nur sehr ein-
sein. Es bezieht sich jedenfalls
en geehrten Nachbar, der die Unbe-
lichkeit hat, zwischen beiden zu
en, und dem beide herzlich gern die
erscheinen einwerfen würden, wenn
e nicht einen so trefflichen europäi-
Polizeidienst eingerichtet hätte.
chts des Dreibundes kann der
iebende Kern Europas mit einigem
Vertrauen in die Zukunft blicken,
uch die russisch-französischen Kriegs-
er aus dem Sprudel von Vichy
bestilliren mögen; und diese Zu-
t muß um so mehr gerechtfertig
inen, wenn wir auf die Mittheilun
erwiesen, welche wir unlängst über
unäherung der Türkei an den Drei-
veröffentlichen konnten, über jene
sche Gestaltung Europas, in welcher
den unzufriedenen Brüder Rußland
Frankreich durch einen von der Nord-
Ostsee bis zum Mittelländischen und
arzen Meere reichenden breiten Wall
nt sind.

Die bestrafte Xanthippe.

r tragikomische Proceß gegen Fr
Brady in Jersey City, N
bekanntlich angeklagt
funden wurde, ein
hat nunmehr durch
n und mit der gy
teten Nummer des Progr
urtheilung nämlich, seinen
luß gefunden. Aus dem Un
chen der Mißethäterin in die
en des Hudson wird zwar — zum
esen Vieler! — nichts, denn das
sende New Jerseyer Staatsgesetz
er „Ueberlegen alten Zeit" ist als nicht
Kraft bestehend erklärt worden.
„Strafe muß sind." Das Nähere
s Folgendem zu ersehen, das aus
y City unterm 24. Juli geschrieben

e gefürchtetste und loseste Zunge in
New Jersey zu haben, war schon
r Frau Bradys, der berühmten
hippe von Jersey City, Ruhm und
g gewesen. Seit gestern ist sie nun
die glückliche Besitzerin der
ersten Zunge der Welt. Die-
kostete ihr nämlich nur die Kleinig-
von $275.

nst und würdevoll schaute das
er-Kleeblatt, welches in den Gene-
sen zu Jersey City Recht spricht,
, als gestern Morgen der Clerk
weithin schallender Stimme das
führte Lästermaul Mary Brady vor
Schranken rief. Stumm, ohne mit
Muskel des Gesichts zu zucken, die
n fest aufeinandergepreßt, pflanzte
ch der Richterbank gegenüber auf
wartete der Dinge, die da kommen
n.

dlich erhob Richter Lippincott sein
s Haupt und mit feierlicher
me verkündete er der Sünderin ihr
il:

Der Proceß hat bewiesen, daß Sie
gefährliches Lästermaul sind, ein
einschanden für die Nachbarschaft
Sie ein Weib sind, das sogar die
mten Hamburger Fischweiber an
genfertigkeit in den Schatten stellt.
Zunge ist schlimmer, als ein Uhr-
Dieses geht nur so lange, bis es
laufen ist, aber Ihre Zunge schnat-
nauthörlich. In unserem sittsamen
Jersey hat in letzter Zeit
Lästern und Keifen arg
hand genommen. Ich als
Richter betrachte es als meine Pflicht und
ldigkeit, den guten Namen
Staates rein und fleckenlos zu be-
en und die losen Zungen, welche so
unserer friedlichen Mitbürger zur
weiflung zu bringen drohen, ge-
im Zaum zu halten. Deshalb
e ich an Ihnen ein warnendes Bei-
statuiren. Es thut mir wirk-
leid, daß ich nicht in der Lage
dem Gesetz unserer Väter, welche
Schwätzmäuler die Strafe des Unter-
ens festsetzten, Geltung zu
schaffen. Der Tauchstuhl, die-
tägliche und wirksame Heilmittel für
Zungen, ist leider von der Civilisa-
des 19. Jahrhunderts in die Rum-
mmer geworfen, sonst würde ich nicht
hen. Sie eine Zeitlang mit der kühl-
Wasserfluth in abkühlende Berührung
gen zu lassen, was Ihrem hitzigen
peramente sehr zuträglich sein würde.
it Sie nun Ihre Zunge in Zukunft
ein wenig barmherziger gegen Ihre unglücklichen Mitmenschen handhaben, sind Sie zu $25 Geldbuße verurtheilt und haben Sie so lange im Kerker zu sitzen, bis der Betrag bezahlt worden ist."

Die zwei beisitzenden Kadis nickten bedächtig mit den Köpfen, ihre Zustimmung bekundend, und durch den Gerichtssaal ging ein Gemurmel der Befriedigung über das weise und gerechte Urtheil. Da in New Jersey die Gerichtskosten zehnmal so hoch sind, wie die Strafe selbst, so muß Frau Brady die hübsche Summe von $275 hinterlegen, wenn sie zu ihren lieben Nachbarn in Van Hornstr. zurückkehren will.

Spieler auf Oceandampfern.

Es begreift sich leicht, daß der zum Spielchen geneigte Geschäftsmann oder Rentier, oder was immer er sei, auch während einer Oceanreise sich dieses Vergnügens nicht entschlägt. Nicht allgemein bekannt dürfte es hingegen sein, daß sich das Spielen auf den transatlantischen Dampfern in einer Weise entwickelt hat, daß es für den leidenschaftlichen oder leicht zu beredenden Spieler gerade so gefährlich ist, heutzutage in der Cajüte eines der großen schwimmenden Paläste nach Europa zu reisen, wie es ist, eine reguläre Spielhölle in einer unserer Großstädte zu betreten. Professionele Falschspieler reisen regelmäßig mit den Dampfern hin und her und rupfen die Herren Reisenden mit Leichtigkeit. Das Unwesen hat so überhand genommen, daß, trotzdem die wenigsten der Geprellten etwas verlauten lassen, in letzter Zeit eine Menge Klagen bei den Dampfercompagnien eingelaufen sind.

Letztere fühlten sich daher veranlaßt, strenge Orde zu erlassen, daß keinerlei Spielen auf Dampfern zu gestatten sei. Dies half jedoch geradeso viel, wie wenn die amerikanische Polizei droht, die Spielhöllen aufzuheben. Gespielt wird wie zuvor, und zwar spielen die Herren viel mehr, als sie es zu Hause thun würden, — denn auf dem Schiff haben sie nichts weiter zu thun. Eine der Dampfercompagnien stellte kürzlich einen ihrer Clerks als Detectiv an, um die Falschspieler zu entdecken. Er fand zwei derselben und als sie für die nächste Reise ihr Billet kaufen wollten, wies man sie ab. Ein bekannter Geschäftsmann aus New York soll bei einem Spiel Poker nicht weniger als $4000 verloren haben. Der durch die Pariser Ausstellung vermehrte Personenverkehr hat noch mehr der Schwindler angezogen und es finden sich jetzt sogar sehr geschickte Schwindlerinnen unter den Passagieren, die durch allerlei Finten die Leichtgläubigen über's Ohr hauen. Es ist wenig Aussicht vorhanden, daß mit diesem Unwesen wirklich aufgeräumt werden wird.

Land- und Hauswirthschaftliches.

Die besten „Butterkühe". — Eine gute Butterkuh hat in der Regel ein langes Gesicht und einen breiten Zwischenraum zwischen den Augen; letztere befinden sich ziemlich weit unter den Hörnern und sind lebhaft und ausdrucksvoll. Die Schnauze ist groß, der Hals schlank, die Haut gelb, besonders innerhalb der Ohren. Das Athmen ist regelmäßig, Rücken und Unterleib sind stark, das Euter ist an der Verbindungsstelle mit dem Körper weit, die Zitzen stehen normal, und der Schwanz ist dünn. Alle diese Eigenschaften bilden aber nur Anzeichen für die gute Butterqualität der Kuh; das Wichtigste bleibt doch, daß sie die „Milchereigestalt" hat, zum Unterschied von der Schlachtfleisch-Gestalt. Jeder Verständige, der im Milchereigeschäft thätig ist, weiß, worin diese besteht, und sollte beim Einkauf das Peinlichste darauf achten. Die beste Milchereigestalt haben die Jersey-Guernseys, die Ayrshires und die Holsteins. Es kommt aber nicht blos auf die rechte Auswahl, sondern auch auf die richtige Behandlung nach dem Einkaufe an. Die Qualität einer Kuh, aus der sich 10 Pfund Butter die Woche gewinnen lassen, kann leicht zurückgehen, wenn das Thier einen zu kalten Stall, zu kaltes Wasser und ungeeignetes Futter (wie Timothy-Heu, gemahlene Gerste und Maismehl) hat.

Naßgewordenes Heu als Futter. — Von gutem Heu unterscheidet sich das von Wasser beschädigte dadurch, daß es seine schöne grüne Farbe verloren hat, muffig riecht und für die Thiere einen minder angenehmen Geschmack und minder günstigen Futterwerth hat. Es ist gewöhnlich von Schmutz und Staub durchsetzt und mit muchernden Gebilden verschiedenster Art bedeckt. Diese Tausende von Schimmelpilzen der mannigfaltigsten Gattungen sind es gerade, welche das Vieh möglicher Weise erkranken machen. Es ist deshalb zur Verhütung dieser üblen Folgen zu empfehlen, derartiges Heu vor dem Gebrauch zu durchlüften, durch Aufschütteln und Abklopfen wenigstens in etwas von den nur oberflächlich anhaftenden Pilzsporen zu befreien. Hat man eine Dreschmaschine zur Hand, so kann man es zweckmäßig durch diese hindurchgehen lassen. Als zweckdienlich kann ferner empfohlen werden, das Heu vor dem Verfüttern mit Salzwasser zu besprengen. Wo es ferner praktisch möglich ist, ist das Dämpfen und Aufbrühen hier am Platze. Endlich sei noch des Verfahrens der Selbsterhitzung Erwähnung gethan. Es ist dasselbe auch für kleinere Verhältnisse möglich und wird in diesem Falle seinen Zweck, das Futter gedeihlicher, besser schmeckend und deshalb aufnahmsfähiger zu machen, nicht verfehlen. Man verfährt dabei auf folgende Weise: Das Heu wird zu Häcksel geschnitten, mit Wasser, dem etwas Salz zugesetzt werden kann, durchfeuchtet, und dann in eine Kiste, Trog oder dergleichen gleichmäßig fest hineingethan. Obenauf legt man einen Deckel, welcher mit Steinen beschwert wird, und überläßt so das Futter der Selbsterhitzung. Nach etwa drei Tagen ist dasselbe dann gut. Es sind also im Ganzen drei Gefäße nöthig, um täglich das genügende Futterquantum einzumachen. Gelingt ein derartiger Versuch, dann wird es sich empfehlen, die ganze Futterration in dieser Weise herzurichten. Man erreicht so eine sich gleiche Futtermasse und zwingt die Thiere, das aufzunehmen, was man wünscht. Zu diesem Zwecke wird nicht nur das Heu, sondern auch das Stroh, sowie überhaupt das ganze Rauhfutter gehäckselt und mit den zur Verfütterung gelangenden, ebenfalls zerkleinerten Hackfrüchten, sowie endlich mit dem genügenden Kraftfutter gut und innig vermischt. Alsdann geschieht das Anfeuchten und Erhitzen der ganzen Masse, wie oben beschrieben. Man erzielt auf diese Weise, wie gesagt, ein gleichmäßiges Futter und veranlaßt die Thiere, ohne Widerwillen das aufzunehmen, was ihnen vorliegt, und zwar ohne Auswahl.

Amerika ist gegenwärtig durch neun Telegraphenkabel mit Europa verbunden. Im Ganzen sind demnach gegenwärtig nicht weniger, als 113,000 Seemeilen (1 Seemeile gl. 1,854 km.) telegraphischer Verbindung zwischen beiden Erdtheilen in Betrieb. Im Vergleich hierzu und den anderen Verständigungsmitteln erscheint die Kenntniß, welche man in den beiden Welten voneinander hat, im Allgemeinen noch als eine recht klägliche.

Wasserfrage im Nordwesten.

Zu den wichtigsten Fragen, welche die Bevölkerung des künftigen Staates Montana, sowie von Wyoming und Idaho, im Interesse ihres materiellen Fortschrittes zu erledigen hat, gehört ohne Zweifel das Bewässerungsproblem. (Wir meinen nicht etwa Temperenzbewässerung, sondern ganz natürliche Wasserversorgung für die Landwirthschaft.) Hier muß, ebensowohl wie in den südlichen Territorien New Merico und Arizona, die Menschenhand der Natur zu Hilfe kommen, doch sind die Schwierigkeiten nicht so groß wie dort. Wyoming und Idaho namentlich besitzen Wasserläufe, welche sich sehr wohl ohne zu riesenhafte Vorkehrungen für künstliche Bewässerung nutzbar machen lassen.

In Montana wird diese Aufgabe jetzt eifrig besprochen und behandelt. Die „Helena Gazette", welche die entschiedenste Vertreterin der Bewässerungspläne ist, sagt in einem Artikel unter Anderm: „Montana ist eigentlich von Haus aus kein Ackerbau-Staat, aber es kann und muß zu einem solchen gemacht werden. Beständig strömt an den Eisenbahn-Routen entlang neue Bevölkerung zu; aber während Dakota einerseits und Washington andererseits einen Getreideüberschuß für die Ausfuhr haben, ist Montana bis jetzt kaum in der Lage gewesen, Brotstoffe genug für einheimischen Verbrauch zu erzielen."

In diesem Sinne scheint auch die Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit die Sachlage aufzufassen, und es wird schon energisch auf Abhilfe hingearbeitet. Der erste Schritt ist bereits unternommen worden durch Anlegung des Gallatin-Canales im südlichen Theile von Montana. Dieser Canal geht von dem dichtbewaldeten Districte des Gallatinflusses aus und wird nicht nur Wasser direct für den Landbau liefern, sondern es auch den Holzflößern ermöglichen, Holzstämme wohlfeil in die Mühlen zu liefern und so wieder den Farmern indirect zu nützen. Am 18. Juli wurde das Wasser in den Canal gelassen, und am 30. begann die betreffende Gesellschaft, Contracte mit den Farmern abzuschließen. In dem zu Bozeman erscheinenden „Chronicle" finden wir folgende interessante Einzelheiten über die Erbauung dieses ersten Bewässerungscanals:

„Die Kosten waren auf etwa $84,000 veranschlagt worden. Ziemlich bedeutend fielen die technischen Schwierigkeiten in's Gewicht. Nachdem der Canal an sich schon vollendet war, fand man, daß man am Eingange desselben einen 500 Fuß langen Deich aus Stein und Kies errichten müsse, um bei dem gegenwärtigen niedrigen Stand des Flusses das nöthige Wasser in den Canal zu leiten. An der Linie entlang kamen viele Schluchten in die Quere, und ihre Beseitigung, resp. Ausfüllung lief sehr in die Kosten. Die Arbeit kam für jede englische Meile auf $9000. Der Eingang des Canals befindet sich an dem Punkte, wo der Gallatinfluß aus den Bergen kommt und etwa 22 Meilen, bis in die Nähe von Bozeman, nordöstlich läuft. Auf dem Grunde ist der Canal 24 Fuß und oben 40 Fuß breit, und 5 Fuß tief, d. h. am Eingange; am Endpunkte hat er nur 14 Fuß Grundbreite, 20 Fuß Spiegelbreite und 3 Fuß Tiefe." (Das sind ziemlich bescheidene Verhältnisse, sie mögen aber für die besagten Zwecke genügen.)

Die Bewohner von Gallatin-County freuen sich über ihren Canal wie die Schneekönige; denn derselbe verspricht vor Allem, ihr County zum reichsten im Staate zu machen. Rings von reichem Bergbau-Lande umgeben, das beständig neuen Zuzug anlockt, haben die Landwirthe und Viehzüchter von Gallatin-County einen guten und nahegelegenen Markt für ihre überschüssigen Producte, und bei der nöthigen Bewässerung scheint ihnen nichts mehr zu glänzendem Erfolg zu fehlen. Dem Gallatin-Canal werden wohl noch viele andere folgen, und so können Landbau und Bergbau in gedeihliche Wechselbeziehungen treten.

Wenn die Bewässerung allein ein Pfand für dauerndes Gedeihen als Ackerbau-Staat wäre, so würde es Montana in der That dann an nichts mehr zu seinem künftigen materiellen Glücke fehlen. Aber, wir erinnern uns, daß schon mehr als einmal in einem besonders rauhen Winter Schreckensberichte von dort kamen, und so mancher Landwirth kopfschüttelnd sagte: „Aus Montana läßt sich nie ein Ackerbau-Staat machen." Nun, wir wollen's abwarten.

Neue Nordpol-Expedition.

Der Nordpol, welcher schon längst den Spitznamen Mordpol erhalten hat, übt noch immer seinen Zauber auf Abenteuerdurstige und Speculanten aus. Im nächsten Jahre soll, wie bereits eine Depesche meldete, schon wieder, von Norwegen aus, eine Expedition aufbrechen, mit dem ausgesprochenen Zweck, den Pol zu erreichen, koste es, was es wolle.

Geld steckt genug dahinter. Der Hauptcapitalist des neuen Unternehmens ist der Kaufmann Gamel, — derselbe, welcher die kleine Partie ausrüstete, die im letzten Sommer unter Dr. Nansen erfolgreich quer über Grönland gekletert und gerutscht ist. Es sind ungefähr $100,000 für das Unternehmen gezeichnet worden, und wenn nöthig, ist noch mehr zu haben. Dr. Nansen selbst, den sein Glück immer waghalsiger macht, hat das Commando übernommen, und er wird in den nächsten paar Monaten eine sehr lebhafte Thätigkeit entwickeln. Denn er hat nicht nur die Erbauung des Special-Fahrzeuges für die Nordpol-Expedition zu überwachen, sondern auch noch ein Buch über seine Abenteuer in Grönland zu schreiben, das gleichzeitig in Europa und in Amerika erscheinen soll.

Nansen will unbedingt seinen Zweck erreichen! Viele Polarexpeditionen haben ebenso viele Thatkraft darauf verwendet, sich einen Rückzug zu sichern, wie die Entfernung zwischen sich und dem Nordpol zu vermindern, — Nansen aber sagt, er werde gar keine Zeit auf die Sicherung des Rückzugs verschwenden, denn man könne nur an den Pol kommen, wenn man mit dem festen Vorsatz aufbreche, ihn zu erreichen oder unterzugehen. Sein Motto ist das alte normännische Sprichwort: „Vor uns nur liegt Himmel oder Hölle." Dieses Sprichwort hat er kürzlich in London für den vorliegenden Fall folgendermaßen formulirt: „Nordpol oder Tod!" Es ist zu wünschen, daß die kühle Ueberlegungskraft des verdienstvollen Forschers nicht durch andere Factoren verdunkelt werde.

Allem Anschein nach erwartet Nansen, nach erfolgreicher Beendigung seiner Polreise noch über Grönland an dessen breitestem Theile bis nach den Ansiedelungen der Westküste zu gelangen. In dieser Beziehung kann man sich von ihm Erfolge versprechen, auch wenn aus der Erreichung des Nordpoles nichts werden sollte, — immer vorausgesetzt, daß Nansens obiger Wahlspruch sich dann nicht zu wörtlich erfüllt.

Die Nordpol-Manie wird wohl nicht aussterben, bis der Pol wirklich erreicht sein wird. Unmöglich ist diese Erreichung natürlich nicht, und Nansen ist gewiß nicht die schlechteste Kraft, die sich in den Dienst dieser Idee gestellt hat. Wenn die nächste Saison sich als absolut ungünstig erweisen sollte, so will die Expedition umkehren und mit Geduld auf eine günstigere Gelegenheit warten.

Vom Inlande.

Sam Wah Kee in Boston soll der reichste Chinese im Osten sein. Er kann jeden Tag eine Anweisung auf $250,000 ziehen, die von mindestens einer Bank honorirt wird.

Die Geschwister Annette und Miriam Boggs, welche sich in Jackson-County, W. Va., entleiden, sagen in einem hinterlassenen Briefe, für alle Jungfern lohne sich das Leben nicht.

Am Freitag, den 23. August, sollen in New York nicht weniger, als fünf Frauenmörder (John Lewis, James Nolan, Patrick Packenham, Charles Giblin und Ferdinand Carolin) am Galgen vom Leben zum Tode befördert werden. Dies sollen die letzten Hinrichtungen mittels Hängens im Staate New York sein.

Wie sehr der Fuchs für seine Jungen sorgt, das kann man z. B. daraus ersehen, daß kürzlich in Connecticut in einem Fuchsloche folgende Vorräthe gefunden wurden, die gewiß jedem Familienhaupt Ehre machen würden: 10 Feldkaninchen, 20 Ratten, 2 Fasane, 1 Wildente, 2 Hühner, 1 Schnepfe, 2 Buchschnepfen und 32 Maulwürfe, — zusammen 70 Stück.

Ein Frauenzimmer, welches sich Derby Strong unterzeichnet, hat aus San Francisco dem Mayor von Chicago einen höchst merkwürdigen Brief geschrieben, in welchem sie zur Entdeckung der Cronin'schen Mörder ein „gutes spiritualistisches Medium" vorschlägt. Wenn Derby ihrem Briefe auf dem Fuße folgen sollte, würde sie Gefahr laufen, direct nach dem Irrenhause expedirt zu werden.

Noch heute steht in der Bundes-Hauptstadt ein Haus, welches George Washington dort hat bauen lassen. Es liegt an der Nord-Capitolstraße, nicht weit vom Bahnhofe der Baltimore- und Ohio-Bahn, und war ursprünglich drei Stockwerke hoch. Als die Straße nivellirt wurde, wurden zwei Stockwerke hinzugefügt. Jetzt wird es als Hotel verwendet. Es soll noch mehrere Stück Möbeln enthalten, die aus der Zeit stammen, da Washington und seine Familie es (im Jahre 1792) bewohnten.

Riesiges „Schwein" hat ein gewisser Richard Wanser vor einigen Tagen beim Fischfang in der Jamaica-Bai, N. Y., gehabt. Er fing mit seinem Netz angeblich nicht weniger als 8 Tonnen (also gegen 180 Centner!) Weichfische. Im Interesse der Angler jedoch, sowie wegen der Erhaltung des Fischstandes, verlangen dortige Blätter, daß einem so mörderischen Fischfang Einhalt gethan und streng darauf gesehen werde, daß die Maschen der Fischnetze nicht zu eng sind.

Oberst Hamilton aus Topeka, Kans., welcher sich so lange vergeblich abgemüht hat, von der New Yorker Staats-Gesetzgebung das Vorrecht zur Ausnützung der Wasserkraft des Niagara-Falles zu erlangen, sieht sich jetzt doch der Erfüllung seines Wunsches gegenüber. Die Erlaubniß, die New York ihm verweigerte, hat Canada ihm gegeben. Wie es heißt, hat Ex-Gouverneur Cornell sich bereit erklärt, behufs Bestreitung der vorläufigen Kosten $150,000 herzugeben, und eine Versammlung der Actionäre der schon lange mit einem Capital von $20,000,000 gegründeten Niagara Hydraulic Electric Co. soll in Alexandria, Va., stattfinden.

Zu den Fällen, welche der ärztlichen Wissenschaft zu denken geben, gehört auch derjenige der Lizzie Cafe in San Francisco. Lizzie, ein hübsches junges Mädchen, befindet sich schon seit länger, als neun Wochen in einem schlafähnlichen Zustand, ohne irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen. Kürzlich erwachte sie für einige Augenblicke zum Bewußtsein, und während sie unter den zärtlichen Bemühungen ihrer besorgten Mutter langsam die Augen aufschlug und leise flüsterte: „Küsse mich, Mama" — war sie auch schon wieder in Schlaf gefallen, und ihren Zustand widerstand nach wie vor allen ärztlichen Anstrengungen, sie zu erwecken und ihr Nahrung einzuflößen.

Ein neues System haben vier Spitzbuben erfunden, die in Chicago in Haft sind. Einer von ihnen pflegte mit goldenen Ringen zu hausiren. Während er mit der Hausfrau unterhandelte, kam No. 2, ebenfalls ein Hausirer, wundert sich über den billigen Preis, kaufte selbst von No. 1 und plauderte noch 5 bis 10 Minuten mit der Hausfrau und dem Compagnon. Inzwischen hatten No. 3 und No. 4 Zeit, das unbewachte Haus mittels Benutzung der Hinterthüre zu betreten und die Schubladen durchzusuchen. Endlich wurde das Quartett abgefaßt und in Haft genommen. Die Kerle befinden sich augenscheinlich auf „Kunstreisen" und würden auch andere Städte beglückt haben, wenn sie nicht dieses Pech gehabt hätten.

Von einer unerhörten Flohplage sind die Bewohner der 25. Ward in Brooklyn, N. Y., heimgesucht worden. Millionen von Flöhen haben sich plötzlich dort eingestellt und förmlich Besitz von den Häusern vom Keller bis zum Dachstuhl hinauf ergriffen, die regulären Inhaber dieser Räumlichkeiten durch ihr „vertrauliches" Wesen fast zur Verzweiflung treibend. Schon vor zwei Jahren traten in jener Gegend die Flöhe in großer Zahl auf, doch war das noch kein Vergleich zu der diesmaligen Flohs-Invasion. Was die Ursache dieser Erscheinung ist, konnte bisher nicht bestimmt festgestellt werden, doch dürfte die außerordentliche Feuchtigkeit, welche dieses Jahr dortherum herrscht, etwas damit zu thun haben. So meinen wenigstens dortige Blätter.

Nachdem die Tagespresse kürzlich die Leiden und Freuden, die Dr. Rowe in Chicago mit einem „Geiste" zu bestehen hatte, der lachenden Welt zum Besten gegeben und in Folge einer Information des Grundeigenthums-Agenten Turner eine Frau Nellie Wilson als diejenige Person bezeichnet hatte, welche als Geist verkleidet das „Kasperles-Theater" allnächtlich in Bewegung setzte, hat diese jetzt zwei Zeitungen, die gut bei Kasse sind, die „Tribune" und den „Inter-Ocean", sowie ihren Informator Turner auf je $10,000 Schadenersatz verklagt. Frau Wilson ist nämlich der Ansicht, daß es keine Schande ist, an Geister zu glauben, daß es aber entehrend ist, Geist zu sein, und darum eine Beleidigung, Jemanden Geist zu tituliren. Für einen großen Geist hat sie allerdings noch Keiner gehalten.

Wenn das Beispiel der Maggie Buckmann in New York Nachahmung findet, so mag es noch soweit kommen, daß die Haarnadeln der Frauen von den Verordnungen gegen das „Tragen verborgener Waffen" mitbetroffen werden. Der Polizist Bähr verhaftete eines Abends Maggie wegen unordentlicher Aufführung. Als er dem Frauenzimmer auf dem Wege ins Gefängniß voranschritt, rief ihm ein Wärter zu, er solle aufpassen, Bähr wandte sich um und erwischte Maggie, als dieselbe im Begriff stand, ihm eine lange und scharfe Haarnadel in den Kopf zu stechen. Es wurde deshalb eine besondere Klage gegen sie erhoben, nachdem die Mißethäterin wegen der unordentlichen Aufführung zu einer Geldstrafe von $10 verdonnert worden war. Die Haarnadel war sieben Zoll lang.

Eine interessante, in der Wissenschaft unter dem Namen „Oesophagotomie" (Einschnitt in die Speiseröhre) bekannte Operation wurde dieser Tage in Philadelphia ausgeführt. Der betreffende Patient, John Cavanaugh, war kurz vorher in die „Säufer-Ward" des Armenhauses zugelassen worden. Er war nicht im Stande, andere als dünnflüssige Speisen zu sich zu nehmen, weigerte sich aber beständig, Aufschluß darüber zu geben, was für ein Hinderniß sich in seinem Schlunde befinde. Endlich aber ließ er den Arzt holen und gestand ihm, daß er ein Stück seines künstlichen Gebisses mit den daran befestigten Zähnen verschluckt habe. Da alle anderen Mittel, das Gebiß aus dem Schlund zu entfernen, vergeblich waren, mußte man zur genannten hochgefährlichen Operation schreiten. Dieselbe dauerte eine Stunde — während welcher der Kranke narkotisirt war — und erreichte ihren Zweck.

Fast von lauter Schneidern wird augenblicklich die Stadt Wheeling, W. Va., regiert. Der Mayor, Karl W. Seabright, ist ein Schneider. Ebenso der Präsident der städtischen Commissäre, Herr Franz Gruse. Auch der „City-Sergeant", wie in Wheeling der Polizeichef heißt, Hr. Ludwig Dilbugge, ist ein Schneider, und viele Schneider sind Mitglieder des Stadtrathes. Auch darf sich die Stadt Glück wünschen, einen solchen Mann, wie Hrn. Seabright als Mayor zu besitzen, da er in allen städtischen Angelegenheiten einen sehr freisinnigen Standpunkt einnimmt und in diesem Sinne alle Gesetze durchführt. Er ist ein entschiedener Gegner aller Zwangsgesetze. Seiner Polizei ist jede Spionirerei streng untersagt, und es fällt ihm nicht ein, sich darum zu kümmern, ob Jemand an einem Sonntage etwas Stärkeres als Wasser trinkt oder seine Freunde mit geistigen Getränken bewirthet. Dagegen läßt er sich die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und eine gute Verwaltung aller städtischen Angelegenheiten sehr angelegen sein. Mayor Seabright ist 50 Jahre alt, in Deutschland geboren, kam sehr jung nach Amerika und ist heute einer der angesehensten Geschäftsleute Wheelings. Bedauerlich ist nur, daß er seinen ehrlichen deutschen Namen verwandelt hat.

Zu der kürzlich berichteten Oceandampfers-Schlangengeschichte bildet Folgendes ein Seitenstück: Als der Dampfer „Denmark" von der National-Linie von London in New York anlangte, meldete Capitän Rigby, daß sich kurz nach seiner Abfahrt eine 14 Fuß lange Pharaoschlange aus ihrem Käfig befreit und sich seitdem im Schiffsraum aufgehalten habe, ohne daß es möglich gewesen sei, dieselbe wieder einzufangen. Er sei der Ansicht, daß dieselbe sich irgendwo im Maschinenraum versteckt habe, weil es dort am wärmsten sei. In London hatte man 42 Mauleseln, mehrere Blut- und Fuchshunde und mehrere große Käfige, welche mit Schlangen gefüllt waren, an Bord genommen. Die Schlangen waren von Charles Jamroch gesandt und sollten der Menagerie im Central-Park einverleibt werden. Sie befanden sich in Holzkäfigen, welche stark genug für diesen Zweck zu sein schienen. Unter den Käfigen befand sich ein langer, in welchem obige Pharaoschlange aufbewahrt war. Als am zweiten Tage nach der Abfahrt von London Einer von der Mannschaft hinabging, um die Schlangen zu füttern, machte er zu seinem großen Schrecken die Entdeckung, daß der Käfig der Pharaoschlange leer war. Sofort erhob er ein großes Geschrei und setzte die Mannschaft von dem Geschehenen in Kenntniß, und Jeder ging bewaffnet umher, um sich im Falle der Noth gegen die Schlange zu vertheidigen. Schließlich fühlte sie sich von der Wärme des Maschinenraumes angezogen und verkroch sich in demselben, worauf man sie dort einschloß. F. W. J. Hurst, der Agent der Nationallinie, begab sich an Bord des Dampfers und erklärte, nachdem er die Sache untersucht hatte, daß er die Schlange nicht einfangen, sondern die Leute in der Menagerie selber benachrichtigen werde, daß sie dieselbe einfangen und wegbringen möchten.

Als vor vierzig Jahren Charles Dickens in seinem „Martin Chuzzlewit" den schauderhaften Schwindel amerikanischer Städtegründer durch Schilderung des Sumpf- und Fieberparadieses „Eden" an den Pranger stellte, war man ihm darüber in Amerika bitterböse und schalt ihn einen Verleumder. Wer hätte damals gedacht, daß noch im Jahre 1889 ein genaues Seitenstück zu jener Gründung in's Werk gesetzt werden würde? Ein Pfandleihet, Namens Joseph S. Mackey in St. Paul war Eigenthümer eines 120 Acres umfassenden Stück Landes, welches in den Sümpfen und Wäldern Nord-Wisconsins liegt. Weder Weg noch Steg führt dorthin, und es dürfte sich kaum zu irgend einem anderen Zweck als dem der Froschzucht benutzen lassen. Mackey hatte $150 für das Land bezahlt und verkaufte es (ob wirklich oder nur zum Scheine, das sei dahingestellt) an Orson W. Brenzier für $7000. Dann ward im Kataster-Amte von Douglaß-County, Wis., ein Stadtplan (Plat) registrirt, der den hochtönenden Titel „South Duluth" führt, die obenerwähnten 120 Acres umfaßt und 704 Bauplätze zu 40 bei 125 Fuß zählt. Breite Straßen mit Namen wie Portland Avenue, Wisconsin-, Minnesota-, St. Louis-, Lake-, Zenith-Avenue u. s. w., waren darauf verzeichnet. Dieser „Stadtplan", prächtig lithographirt, ward in Tausenden von Exemplaren umhergesandt. Gedruckte „Abstracts" wurden ebenfalls besorgt, und jetzt konnte das Verkaufen losgehen. Im Ganzen wurden 290 Lots an 183 Personen verkauft, zu einem Gesammtbetrage von über $100,000. Die Preise schwankten zwischen $400 und $600 die Lot. Unter den „Glücklichen", die in Süd-Duluth Lots kauften, finden sich viele deutsche Namen; aber auch viele geriebene amerikanische Geschäftsleute und Geistliche sind darauf reingefallen. Natürlich ward die Kaufsumme nicht immer baar bezahlt. Viele Hypotheken wurden ausgestellt und auf die mannigfaltigsten Arten an den Mann gebracht. Manche sind an Personen ausgestellt, die gar nicht existiren, von irgend Jemandem dann an dritte Personen übertragen und so in den Verkehr gebracht. Kurz, die ganze Geschichte ist ein colossaler Schwindel, und „Reingefallene" können ihre Besitztitel gerade so gut in den Ofen stecken, da in den nächsten 20 Jahren ihnen Niemand 10 Cents dafür bieten möchte. Das Ding scheint anfangs so flott gegangen zu sein, daß man auf die Idee kam, gleich noch zwei „Additions" auszulegen, und auch das zog. C. E. Herrick von Minneapolis verkaufte sogar zwei „Blocks" an einen Mann für $24,000. Als es mit dem Verkauf nicht mehr recht gehen wollte, begann man mit dem Hypothekenschwindel. Einer verkaufte an den Andern, im „Deed" immer hohe Zahlen als Verkaufssumme angebend. Für einen Theil dieser Summe ward dann eine Hypothek ausgestellt. Diese Hypotheken wurden gegen Grundeigenthum in größeren Städten, gegen bewegliches Eigenthum, Geschäfte, Pferde und Wagen, kurz, gegen irgend Etwas verhandelt, was sich vorfand. Wie Viele von diesem Schwindel betroffen sind, läßt sich noch gar nicht ermessen.

Deutsche Localnachrichten.

Provinz Brandenburg.

† In Berlin: der Generalmajor z. D. L. v. Winterfeld und der frühere Direktor der kgl. Museen Prof. Dr. Karl Böttcher. — Mit Tode abgegangen ist ferner der Kammergerichtsrath a. D. Frehsee. Derselbe war s. Zt. Erster Staatsanwalt in Frankfurt a. M., wo er die Anklage im Proceß gegen den Schuhmacher Lieske, den Mörder oder Mitschuldigen bei der Ermordung des Polizeiraths Rumpff, führte. Man dürfte sich erinnern, daß Lieske ihm nach Schluß der Anklagerede zurief: „Sie, Hr. Staatsanwalt, werden Keinen mehr verurtheilen!